

Von Frau zu Frau

Sie zählte eins und eins zusammen: mit 15 Jahren schwanger.

Grenzerfahrungen im langen Leben einer ungewöhnlichen Frau.

Da braut sich was zusammen: wider das Klischee – die Brauerin.



Illustration Philip Wäschler

Mutterseelenallein mit sich

Mit 15 Jahren ist Laura schwanger und schockiert. Heute ist sie 26 Jahre alt. Die Entscheidung, die sie damals traf, bezeichnet sie als die beste ihres Lebens.

Überraschung steht in den Gesichtern der Jugendlichen beim internationalen Weltjugendtag in Lissabon. Gerade haben sie erfahren, dass ihre 26 Jahre alte Gruppenleiterin seit zehn Jahren Mutter ist. Laura G. bemerkt mit 15, dass sie schwanger ist. Bisher hat sie versucht, das gerissene Kondom von vor sechs Wochen so gut es geht mit einem „wird schon nichts passiert sein“ abzutun. Für einen Gang zur Apotheke, um sich die „Pille danach“ zu besorgen, fehlte ihr der Mut. Aber jetzt sieht sie es rot auf weiß. Sofort wird der Neuntklässlerin klar, was das für sie heißt. „Ich habe erstmal Heulkämpfe bekommen“, erinnert sie sich. Sie ruft ihre beste Freundin und dann auch ihren Freund an. Beide sind geschockt. Schließlich merken auch ihre Eltern, was los ist. Die Mutter bricht in Tränen aus, und der Vater besorgt wütend drei weitere Schwangerschaftstests.

Nach dem zweiten positiven Ergebnis wird der Ernst der Lage deutlich. Laura muss innerhalb von sechs Wochen eine Entscheidung treffen, eine Entscheidung über mindestens zwei Leben. Für die 15-Jährige eine „große emotionale Talfahrt“. Zweimal besucht sie die Schwangerschaftsberatungsstelle des Deutschen Roten Kreuzes in ihrem Heimatort in der Nähe von Berlin. In Deutschland ist ein Beratungsgespräch mit anschließender dreitägiger Bedenkzeit Vorschrift, bevor ein Abbruch möglich ist. Laura steht vor einem „großen inneren Konflikt“. „Die Abtreibung verspricht ja ein bisschen so eine schnelle Lösung“, überlegt sie. Ein Termin beim Arzt, und niemand würde etwas merken. Auch der damals 17-jährige Freund findet, es wäre leichter, das ungeborene Kind abzutreiben. Ihrer Mutter würde die Zustimmung schwerfallen – für Laura würde sie es aber tun. Doch die Jugendliche will ihre eigene Entscheidung treffen: „Auf der anderen Seite standen mein religiös geprägtes Verständnis vom Leben und mein Weltbild. Ich finde das Leben an sich sehr wertvoll.“ Während sie mit ihrem Hund spazieren geht, wird ihr eines bewusst: Für sie ist das Leben, das sie in sich trägt, schon entstanden. „Ich habe zu dem Zeitpunkt ja schon das Herz schlagen sehen.“ Dieser „Respekt vor dem Leben“ ist schließlich der Grund, dass sie sich entscheidet, Mutter zu werden. „Ich hätte mich mit der Entscheidung abzutreiben nicht wohlgefühlt.“ Laura betont, dass es sich dabei um ihre persönliche Meinung handele: „Wenn andere Frauen sich dazu entscheiden abzutreiben, bin ich nicht die, die sie verurteilt, das ist die persönliche Entscheidung von jedem Einzelnen.“ Ihr Freund darf nicht mitentscheiden. Laura präsentiert ihm ihren Entschluss, den er dann akzeptieren muss. Natürlich sehe dieser, heute der Ehemann, die Situation jetzt anders und sei glücklich über den Sohn.

Zunächst versucht die Schülerin, die Schwangerschaft durch weite Kleidung zu verstecken. Nur die engsten Bekannten und ihre Lehrer wissen davon. Schließlich wird der Bauch dafür zu groß, und sie möchte Gerüchten zuvor kommen. Sie beschließt im Rahmen eines Deutschprojektes „die Bombe platzen zu lassen“. Sie soll ihr Leben heute und in zehn Jahren vorstellen. Der normale Alltag als Jugendliche sei ihr zu langweilig geworden und deshalb sei sie nun eben schwanger, behauptet Laura selbstironisch vor ihrer Klasse. Die Mitschüler halten es erst für einen Scherz, bis sie ihren Pullover hochzieht und ihren Bauch enthüllt. Das Erstaunen ist groß. „Ich wurde dafür aber nicht in dem Sinne gehänselt“, betont sie. Komische Blicke gibt es jedoch schon.

Mit 16 Jahren wird Laura, die inzwischen die 10. Klasse ihrer Gesamtschule besucht, Mutter. Nach acht Wochen Mutterschutz geht sie wieder zur Schule, sie möchte nichts verpassen. Eine Freundin bringt ihr während ihrer Abwesenheit die Schulsachen vorbei. In der ersten Stunde zurück steht direkt eine Mathearbeit an. Laura hat nur wenig Zeit, wieder richtig anzukommen. Jede große Pause radelt sie einen Kilometer zurück nach Hause, um ihren Säugling zu stillen. „Es war schon stressig. Wenn ich heute daran zurückdenke, frage ich mich manchmal, wie ich das überhaupt ausgehalten habe.“

Vormittags passt Lauras Mutter auf ihren Enkel auf, nachmittags kümmert sich die Jugendliche allein um ihn. Sie möchte die Hauptrolle als Mutter nicht verlieren. Das gilt auch für die anstrengenden Nachtschichten. Ihr Freund ist zwar relativ oft da. Da das junge Paar aber nicht zusammenwohnt, kommt es häufiger zu Konflikten. „Wir hatten eine Phase, in der wir uns sehr gestritten und uns selten gesehen haben. Aber er wollte dennoch immer seinen Sohn sehen und mit ihm Zeit verbringen.“

Zudem fällt der Austausch mit anderen Müttern schwer. Beim Babyschwimmen oder Spaziergehen begegnet sie vor allem Desinteresse. „Ich glaube, die älteren Mütter dachten, es losse sich aus intellektueller Sicht nicht, mit einer 16-jährigen Mutter zu sprechen. Wenn jemand mal wirklich Interesse an mir als Person gezeigt hat, dann hat sich daraus aber ein sehr nettes Gespräch entwickelt.“ Laura möchte nicht nur auf das „Muttersein mit 16“ reduziert werden und strengt sich in der Schule besonders an. Sie hat ein Ziel: „Ich wollte allen beweisen, dass ich nicht die RTL-Zwei-Hartz-IV-Mutter bin und auch nicht da landen werde.“ Etwas Trotz habe dabei mitspielt. Die 10. Klasse schließt sie als Jahrgangsbeste ab. „Das war ein cooles Gefühl, als mir dann auch andere Eltern zu dieser Leistung gratuliert haben.“ Für das Abitur muss sie auf ein Oberstufenzentrum in Berlin wechseln,

eine Stunde entfernt. Zwar kann sie viel in Zügen lernen, das Abitur sei mit Kind aber viel anstrengender gewesen. Beim Thema Freunde erfährt Laura die größte Veränderung. „Ich hatte im Abitur und später auch im Dualen Studium gar keine Zeit, neue Freundschaften aufzubauen und zu pflegen.“ Während sich ihre Mitschüler verabreden, muss sie nach Hause und sich um ihren Sohn kümmern. „Ich konnte nie einen Nachmittag mit neuen Freunden verbringen.“ Auch für Partys hat sie keine Zeit, dennoch bereut sie ihre Entscheidung nie: „Natürlich ist mir dadurch etwas abhandengekommen, aber dafür habe ich andere wunderschöne Sachen erlebt.“ Etwas die „besondere Dynamik“ zwischen Eltern und Kind. „Ich kann mich noch erinnern, wie ich ihm vor fünf Jahren das Skifahren beigebracht habe, und jetzt fährt er genau so schnell wie ich die Pisten runter.“ Die kleinen Erlebnisse machen ihren Tag zu etwas Besonderem. „Wenn Babys einmal aus Freude lachen, macht das das ganze Geschrei von vorher so gut wie ungeschehen. Man kriegt so viel von ihnen zurück.“

Heute sieht Laura den geringen Altersunterschied zu ihrem Sohn als Vorteil. Sie kann sich gut in seine Lage hineinversetzen: „Ich erinnere mich noch, wie das damals für mich war in dem Alter.“ So haben die beiden eher ein freundschaftliches Verhältnis. Mutter und Sohn fahren zusammen Skateboard, steigen auf die Zugspitze und laufen den Schüler-Marathon. Aber natürlich müsse sie auch mal „den Erzieher raushängen lassen“.

Der Alltag der Familie normalisiert sich mit der Zeit. Das Paar zieht im Alter von 20 und 22 Jahren zusammen und heiratet ein Jahr später. Beide arbeiten fast Vollzeit, Laura als Steuerfachangestellte, ihr Mann als Industriemechaniker. Am Wochenende feuern die Eltern ihren nun 10-jährigen Sohn bei seinem Handballspiel an. Neugierige Blicke bekommt Laura nur noch selten.

Antonia Alberti
Droste-Hülshoff-Gymnasium, Berlin

„Ich besteche da Omis“

Britta Wuttke ist 83 Jahre alt und Akupunkteurin

Als Britta Wuttke 1940 in Misdroy auf der Ostseeinsel Wolin geboren wird, ist im Verzeichnis „arischer“ Namen nur Brita mit einem „t“ zugelassen. Ihre Großmutter, die ihre Enkeltochter im Standesamt anmeldet, muss beim Rausgehen unauffällig 500 Reichsmark „verlieren“. „Das war sehr viel Geld, und der Standesbeamte rannte nicht hinterher“, sagt Britta Wuttke. Eine Woche später kam Brittas Geburtsurkunde mit der Post und mit zwei „t“. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wird Misdroy unter polnische Verwaltung gestellt und zu Międzyzdroje, Wolin zu Wolin. Britta bleibt mit ihrer Mutter, zwei Tanten und Oma, die alle vier nur Deutsch sprechen, in der Stadt. Ihr Vater war im Ersten Weltkrieg bei der Handelsmarine und fünf Jahre in britischer Gefangenschaft auf der Isle of Man. Im Zweiten Weltkrieg war er bereits zu alt, um eingezogen zu werden. Er wurde als Feuerwehrmann auf offener Straße von den Sowjets aufgegriffen und war abermals fünf Jahre in Gefangenschaft, auf der anderen Seite. „Und nie geschossen, kein einziges Mal.“

1947, Britta ging bereits zur Schule, „da sollten plötzlich die Deutschen, die in Międzyzdroje geblieben sind, den Namen wechseln“, erzählt sie. „Also ‚Britta Wuttke‘ ging schon gar nicht, überall Doppel-t, und meine Tante hieß ‚Goritz‘, und dann sollten wir alle ‚Gorecki‘ werden, und ich sollte ‚Brigida‘ heißen. Da hab ich gesagt: Nee, also nicht Brigitte, nee, also wenn, dann schon Christine.“ Aber Britta blieb Britta, zum zweiten Mal: Die Sekretärin des polnischen Landrats in Swinemünde hatte angeblich vergessen, die Urkunden mit den neuen Namen mit einem Stempel zu versehen. Zwei Wochen später kam der Landrat zu Besuch und gestand, „ohne Scham und so weiter, dass er diese blöden Akten einfach verbrannt hatte“. Der Landrat, der im Krieg ein Partisan war, gegen die Deutschen gekämpft hatte.

So lernte Britta als Britta lesen, ging als Britta zur Schule, studierte Medizin, machte einen Facharzt in Neurologie und war als eine von 18 polnischen Neuropathologen an der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau. „Ich wollte eigentlich nicht Arzt werden, sondern Priester, aber das konnten ja Mädels damals nicht.“ Mit 41 stellt sie fest, dass sie Migräne und Gallensteine hat und außerdem „null Bock auf eine Operation“. Ihr Onkel Rolf von Leitner in Berlin war Mitbegründer der Deutschen Ärztegesellschaft für Akupunktur (DÄGÄ) und ihr Lieblingsonkel. Sie beschließt, zu ihm nach Westberlin zu gehen und sich behandeln zu lassen. Ab September 1981 ist sie in Berlin, in Polen wird im Dezember der Kriegszustand erklärt. Im Folgejahr brennt das Haus ihrer Familie in Międzyzdroje zwar nicht ganz ab, aber alle Grundbücher, deutsche noch, sind weg. Das Haus steht lange leer, Britta Wuttke bleibt in Berlin. „Inzwischen bin ich glücklich, denn ich bin hiergeblieben, habe ein absolut neues Leben begonnen, und das ist eigentlich, abgesehen von meiner Tochter, die ein Geschenk Gottes ist, der schönste Teil meines Lebens.“ Ihre Tochter bekommt sie auf den Tag genau mit 26. „Sie ist eine Stunde älter als ich.“ Der Vater, ebenfalls ein Arzt, verstirbt früh.

Britta Wuttke wird die Gallensteine und auch die Migräne mit der Akupunktur vollständig los. Erst mit der Corona-Pandemie, schimpft sie, „als jetzt diese Masken waren, und wenn ich so fuhr, mit dieser Scheißmaske, da hatte ich plötzlich wieder ‚ne Aura‘. Davon abgesehen, ist sie „glücklich und gesund“, das betont sie. Sie ist dreifache Oma und inzwischen Uroma von zwei Jungs.

Seit 42 Jahren praktiziert sie nun Akupunktur und ist Dozentin bei der DÄGÄ: „Ich mache das wahnsinnig gerne, lerne wahnsinnig gerne, so nebenbei auch Homöopathie.“ Von Anfang an war sie nicht nur bei Onkel Rolf in Behandlung, sondern sie hat auch selbst Hand- oder Nadel – angelegt. „Und ich lerne mit 83 nicht langsamer als mit 20.“ Sie war immer angestellt, eine eigene Praxis hatte sie nie: „Ich würde bankrott machen, ich kann kein Geld nehmen.“ An der Ostsee aufgewachsen, schildert sie: „Wenn du was zum Tauschen, dann kannst du Fische tauschen. Wir haben kein Geld gehabt, Geld war unwichtig. Meine Urgroßmutter liebte Amethyste.“ Diese Schmucksteine wurden Stück für Stück gegen Fische, Kartoffeln und Brot eingetauscht. Britta Wuttke sagt, sie „haben die Amethyste ‚aufgegessen‘“. Bis heute hätte sie deshalb kein Verhältnis zu Geld: „Ich kann Geld nehmen, wenn ich einem die Wohnung putze. Das habe ich auch schon gemacht hier in Deutschland. Aber ich kann kein Geld nehmen bei einer Behandlung.“ Zwei Berufe gibt es für sie, die kein Geld nehmen dürfen: Priester und Ärzte. Sie erklärt: „Weil der Patient kann sich nicht selber helfen, sonst würde er ja nicht kommen oder sagen: Leck mich, mach ich selber. Das ist einfach so. Und mir haben auch sehr viele Menschen im Leben geholfen. 1945/46, da hat der liebe Gott wirklich irgendeinen Schutzschirm über uns gehalten.“

Die Patienten, die „ich hier behandle, das sind ‚schwarze‘ Polen, die gibt es gar nicht. Die Männlein, die bauen irgendwas, und die Weiblein putzen. Ich hab auch zwei putzende Weiblein mit Dokortitel. Die Kinder gehen in eine Privatschule, sollen studieren, die eine soll jetzt nach England gehen, und die Mutter geht in Deutschland arbeiten.“

„Vier deutsche Omis“ hat sie im Augenblick noch, „die haben so eine Mini-rente wie ich und können keine Akupunktur bezahlen“. Weil ihre Wohnung voller Bücher und eine „Ein-Mensch-Wohnung“ sei und sie auch nicht alle bei sich zu Hause behandeln könne, geht sie „einfach zu den Sammelunterkünften“. Akupunkturnadeln seien die günstigste Form von Medizin. „Jo, und dann besteche ich da irgendwelche Omis. Ich nehme kein Geld, wie gesagt, und die haben dann so ein schlechtes Gewissen, dass sie wirklich versuchen, gesund zu werden.“ Warum tut sie das? „Ich habe mir meinen Grips nicht selbst gegeben, mein Sitzfleisch auch nicht, auch nicht meine Freude am Lernen, das ist ein Geschenk.“ Dieses Geschenk gibt sie weiter. „Weitergeben, immer weitergeben“, betont sie. Das habe sie von einer Frau in Wien gelernt, die ihr Geld für ein Taxi lieb, damit Britta ihren Zug nicht verpasste. Sie wollte sich revanchieren, ihr „was Schönes aus Polen schicken“ – „nöö, weitergeben“, erwiderte die Frau. Das macht Britta seitdem konsequent.

Marie Möller
Droste-Hülshoff-Gymnasium, Berlin

Es läuft und läuft ...

Amelie Claus ist Brauerin in Braunschweig

Eigentlich war das Ganze eine ziemliche Schnapsidee. Oder wohl eher eine Bieridee“, lacht Amelie Claus aus Bormum am Elm bei Braunschweig, als sie erklärt, wie sie zu ihrem Beruf als Brauerin und Mälzerin gekommen ist. Eine Frau in der Braubranche erscheint ungewöhnlich, doch die willensstarke 22-Jährige steht ihren männlichen Kollegen mit ihrer Fachkompetenz in nichts nach. Als Amelie 2019 ihr Abitur in Braunschweig machte, war ihr beruflicher Werdegang nicht klar. Ihr Umfeld riet, bei Volkswagen in der Nähe anzufangen, dort hätte sie eine gute finanzielle Zukunft vor sich. „Obwohl ich nicht wusste, was ich einmal erreichen möchte, war mir doch schnell klar, was mich nicht anspricht.“ Bei einem kühlen Bier im Garten mit Freunden kam sie auf die Idee, ihrer persönlichen Leidenschaft für Bier auch beruflich nachzugehen.

Was insbesondere ihre Mutter zunächst für eine jugendliche Fantasie hielt, wurde für Amelie dagegen Tag für Tag attraktiver. Die 18-Jährige schrieb Bewerbungen an die umliegenden Brauereien und wurde im Einbecker Brauhaus bei Göttingen als Auszubildende eingestellt. „Ich hätte meine dreijährige Ausbildung auch verkürzen können, aber dafür war ich offen gesagt viel zu faul.“ Mit einem Lachen erinnert sie sich: „Als Azubi ist man erstmal der Botte vom Dienst. Es gab Gesellen im Betrieb, die mir viel gezeigt haben und von denen ich einiges lernen konnte, andere schicken einen nur von A nach B.“ Ihre Aufgaben empfindet die Frau mit den kurzen Haaren als abwechslungsreich. Beispielsweise war sie für die Qualitätskontrolle der Stammwürze verantwortlich und musste die Farbe, den pH-Wert und die Bittereinheiten des Einbecker Bieres bestimmen. Nur so kann gewährleistet werden, dass jede Flasche Bier der Marke gleich schmeckt.

Danach ist sie nach Braunschweig zur Brauerei Wolters gewechselt. „Es ist viel näher an meinem Zuhause. So kann ich mehr am Gesellschaftsleben meiner Heimat Bormum teilnehmen.“ Das Dorf mit 850 Einwohnern am Nordrand des Elms habe eine familiäre Gemeinschaft, viele Freunde wohnen dort. Sie mag ihre Arbeit in der Brauerei. „Es ist eine nette Abwechslung, nicht mehr eine von den Auszubildenden zu sein.“ Aktuell ist sie im Sudhaus tätig. „Die Aufgaben dort sind sehr vielseitig.“ Neben der Arbeit am Computer, wo der Brauprozess kontrolliert wird, gehören körperliche Tätigkeiten dazu. „Ich muss selber mit anpacken. Ob ich Säcke durch die Gegend trage oder auf einen Lkw mit Getreidelieferungen klettere, um eine Probe zu nehmen, langweilig wird mir hier nicht. Da ich im Lebensmittelsektor arbeite, gehört auch das Reinigen für mich dazu, denn die Hygiene im Betrieb ist von zentraler Bedeutung.“ Sie und ihre zehn Brauereikollegen arbeiten im Dreischichtsystem. „Der Brauprozess läuft rund um die Uhr.“ Auf die Frage, was sie gerne in der Freizeit macht, sagt sie schmunzelnd: „Bier trinken. Und das am besten auf so einer richtigen Dorffeier.“ Sie engagiert sich im Karnevalsverein und leitet die Kinderleichtathletik des Sportvereins.

„Als eine Frau in meinem Betrieb bin ich definitiv in der Unterzahl.“ Von allen elf Brauereibereitern ist sie die einzige weibliche. Sie hat eine direkte Vorgesetzte und das Labor leitet eine Frau, trotzdem überwiegend männliche Mitarbeiter. So war das bereits in ihrer Ausbildung. „Früher in den Klöstern war es üblich, dass die Nonnen das Bier brauten, auch im Mittelalter war das Brauen die Aufgabe der Hausfrauen. Damals war das Bier deutlich populärer als heute, weil es antibakteriell wirkt und vor allem im Mittelalter eines der wenigen keimfreien Lebensmittel war. Dazu hatte es einen geringeren Alkoholanteil, was dazu führte, dass auch Kinder und Schwangere davon getrunken haben.“ Sie glaubt nicht, dass sie aufgrund ihres Geschlechts bestimmte Vor- oder Nachteile in ihrem Betrieb habe. Allerdings dürfe man nicht zimperlich sein, weil man auch mal Kanister durch das Treppenhaus schleppen oder mit dem Gabelstapler von A nach B transportieren muss. Ihre männlichen Mitarbeiter gehen davon aus, dass Amelie Vorbilder ihnen gegenüber habe, weil jeder sofort springen würde, wenn sie als Frau etwas anordnet oder fragt. „Das spüre ich leider nicht so ganz bei meiner täglichen Arbeit. Aber schön wär’s!“ Mit Blick auf die Zukunft äußert sie, sich auch mal in einer kleinen Brauerei ausprobieren zu wollen. „Dort kann man viel experimentieren, denn Bier ist wunderbar vielseitig.“

Antonia Fulst
Wilhelm-Gymnasium, Braunschweig

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG IN DER SCHULE

Verantwortlich: Dr. Ursula Kals

Pädagogische Betreuung:
IZOP-Institut zur Objektivierung
von Lern- und Prüfungsverfahren, Aachen
Ansprechpartner: Dr. Titus Maria Horstschäfer

An dem Projekt
„Jugend schreibt“ nehmen teil:

Aachen, St. Ursula Gymnasium · Aschaffenburg, Kronberg-Gymnasium · Bad Bergzabern, Gymnasium im Alfred-Grosser-Schulzentrum · Bad Kreuznach, Lina-Hilger-Gymnasium · Bad Pyrmont, Humboldt-Gymnasium · Berlin, Anna-Freud-Schule, Eckener-Gymnasium, Wilma-Rudolph-Oberschule · Bernau, Barnim-Gymnasium · Bonn, Elisabeth-Selbert-Gesamtschule · Braunschweig, Wilhelm-Gymnasium · Celle, Hermann-Billing-Gymnasium · Cottbus, Pücklergymnasium · Delmenhorst, Max-Planck-Gymnasium · Düren, Burgau-Gymnasium · Frankfurt am Main, Adorno-Gymnasium, Helene-Lange-Schule · Freiburg, Abendgymnasium · Freigericht, Kopernikusschule · Fulda,

Pre-College Hochschule Fulda · Fürth, Hele-ne-Lange-Gymnasium · Gernersheim, Johann-Wolfgang-Goethe-Gymnasium · Gießen, Landgraf-Ludwigs-Gymnasium, Liebigschule · Gifhorn, Humboldt-Gymnasium · Görtitz, Augustum-Annen-Gymnasium · Großkrotzenburg, Franziskanergymnasium · Kreuzburg · Hamburg, Bugenhagenschule im Hessepark · Hanau, Hohe Landesschule · Hannover, Gymnasium Schillerschule · Heidelberg, Englischs Institut · Hexenheim, Pamina-Schulzentrum · Heubach, Rosensteingymnasium · Hofgeismar, Albert-Schweitzer-Schule · Hofheim, Main-Taunus-Schule · Hohen Neuendorf,

Marie-Curie-Gymnasium · Holzwinden, Campe-Gymnasium · Homburg, Christian von Mannlich-Gymnasium · Jerusalem (Israel), Schmidt-Schule · Kaiserslautern, Heinrich-Heine-Gymnasium · Karlsruhe, Tulla-Realschule · Kassel, Herderschule · Kenzingen, Gymnasium · Kiel, RBZ Wirtschaft, Ricarda-Huch-Schule · Köln, Elisabeth-von-Thüringen-Gymnasium · Kreuzlingen (Schweiz), Kantonsschule · Leipzig, DPFA-Schulen GmbH · Lilienthal, Gymnasium · Lörrach, Hebel-Gymnasium · Lunzenau, Evangelisches Oberschule · Magdeburg, Albert-Einstein-Gymnasium · München, Asam-Gymnasium · Münsterstadt, Johann-Philipp-von-Schönborn-Gymnasium · Müns-

ter, Gymnasium St. Mauritius · Neckarbischofsheim, Adolf-Schmitt-Gymnasium · Nürnberg, Johannes-Scharrer-Gymnasium · Oberursel, Feldbergschule · Ogulin (Kroatien), Gimnazija Bernardina Frankopana · Plochingen, Gymnasium · Porto (Portugal), Deutsche Schule zu Porto · Potsdam, Voltaireschule · Regensburg, Berufliche Oberschule · Rodewisch, Johann-Heinrich-Pestalozzi-Gymnasium · Saarbrücken, Gymnasium am Schloss · Schorndorf, Johann-Philipp-Palm-Schule · Schwanebeck, Waldschule · Schwetzingen, Carl-Theodor-Schule · Shanghai (China), Deutsche Schule Shanghai Yangpu · Sofia (Bul-

garien), Galabov-Gymnasium · Stuttgart, Albertus-Magnus-Gymnasium, Evang. Heidehof-Gymnasium · Timișoara (Rumänien), Nikolaus-Lenau-Lyzeum · Trier, BBS EHS Trier · Trogen (Schweiz), Kantonsschule · Uetikon am See (Schweiz), Kantonsschule · Videm pri Ptuj (Slowenien), Discimus Lab · Vidovec (Kroatien), Osnovna Škola Vidovec · Weinheim, Johann-Philipp-Reis-Schule · Weinstadt, Remstal-Gymnasium · Wetzikon (Schweiz), Kantonsschule Zürcher Oberland · Wiesbaden, Friedrich-List-Schule · Würzburg, St.-Ursula-Gymnasium · Yokohama (Japan), Deutsche Schule Tokyo Yokohama · Zürich (Schweiz), Kantonsschule Zürich Nord